

Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität: methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte

Rosenthal, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rosenthal, G. (1994). Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität: methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte. In *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte* (S. 125-138). Münster: Verl. Westfäl. Dampfboot. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-59251>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier: <http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more Information see: <http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

In: Berliner Geschichtswerkstatt: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Münster: Westfälisches Dampfboot, 1994, 125,-138.

Gabriele Rosenthal

**Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität.
Methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte**

Der in den 70er Jahren einsetzende Boom biographischer Forschung hält weiter an; in den unterschiedlichsten Fachdisziplinen werden erzählte und niedergeschriebene Lebensgeschichten als Datenbasis verwendet¹. So versprechen sich Soziologen und Psychologen von biographischen Materialien (aus Interviews, Tagebüchern, Aufsätzen, Briefen) Einsicht in bestimmte Milieus und in die Perspektive der Handelnden; Anthropologen nähern sich auf diese Weise fremden Kulturen, und Vertreter der Oral History nutzen biographische Interviews als weitere Quelle für ihre Analyse historischer Epochen. In der Geschichtswissenschaft ist mit diesem Trend die Entdeckung des Alltags, des Lebens der sogenannten kleinen Leute verbunden, in der Soziologie ist man hier auf der Suche nach dem verlorenen Subjekt.

Die Biographieforschung hat sich in den letzten Jahren weit über das hinausbegeben, was man als einen modischen Trend bezeichnen könnte. Insbesondere in der Bundesrepublik wurden fundierte Konzeptionen und programmatische Entwürfe zur Theoriebildung von Soziologen wie Peter Alheit, Wolfram Fischer-Rosenthal, Martin Kohli und Fritz Schütze² - um nur einige zu nennen - in die Diskussion gebracht. Auch wurden die aus diesen Konzeptionen hervorgegangenen Methodologien und Methoden zur Rekonstruktion von Lebensgeschichten in den letzten Jahren kontinuierlich weiterentwickelt. Des weiteren wurde überzeugend aufgezeigt, inwiefern das Konzept „Biographie“ einen Weg aus der dualistischen Sackgasse von Subjekt und Gesellschaft weist (vgl. Fischer-Rosenthal 1990b). Die Phase, in der biographische Quellen nur instrumentell als Informationsquelle verwendet wurden, wird allmählich - insbesondere in der Soziologie - abgelöst durch eine Phase, in der die Biographie als soziales Konstrukt bzw. als soziale Realität eigener Art (Kohli 1983) selbst zum Ge-

¹ Vgl. die Bibliographien Ohly 1984; Ohly u. Legnaro 1987; Heinritz 1988 sowie die Bestandsaufnahme der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie von Alheit u.a. 1990.

² Vgl. Alheit 1990a, 1990b; Fischer-Rosenthal 1989, 1990a, 1991; Kohli 1985, 1988; Schütze 1981, 1983, 1984

genstand sozialwissenschaftlicher Analysen wird³. Bei der „Erforschung des Biographischen als soziale Größe“ geht es sowohl um die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion von Biographien als auch um die sozialen Prozesse ihrer Konstitution (Fischer-Rosenthal 1991b:253).

Die Konzeption der Biographie als soziales Gebilde, das sowohl soziale Wirklichkeit als auch Erfahrungs- und Erlebniswelten der Subjekte konstituiert und das in dem dialektischen Verhältnis von lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Erfahrungen und gesellschaftlich angebotenen Mustern sich ständig neu affirmiert und transformiert, bietet die Chance, den Antworten auf eine der Grundfragen der Sozialwissenschaften, dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, näher zu kommen.

Trotz dieser zunehmenden theoretischen Fundierung biographischer Analysen haben sich die pauschalen, meist auf Unkenntnis beruhenden Angriffe nicht verändert: Biographische Analysen seien unwissenschaftlich, subjektivistisch oder litten gar an Theorielosigkeit. Ein weiterer Einwand ist der mangelnder Repräsentativität. Vereinfachend aber zutreffend formuliert bedeutet dies: Was nicht häufig auftritt, hat keine wissenschaftliche Relevanz.

Die ‚Subjektivisten‘ hingegen werfen ihren Kritikern wiederum vor, ihre Theorienbildung vollziehe sich jenseits der Alltagswirklichkeit, sie seien immer noch einer aristotelischen Gesetzesvorstellung im Sinne „gesetzlich ist, was häufig geschieht“, verhaftet⁴ oder sie machten aus der sogenannten Objektivität ihrer Methoden eine Religion.

Die Tendenz zum Glauben an die Heilslehre des eigenen Vorgehens und die daraus resultierenden Blindheiten lassen sich jedoch auf beiden Seiten ausmachen. Während die Oral-Historiker, Erfahrungshistoriker und Biographieforscher dazu neigen, sich in ihren einzelnen Lebensgeschichten zu verlieren, tendieren die Strukturtheoretiker zum Glauben an die Allmacht der Strukturen und die Machtlosigkeit der Subjekte, und die quantitativen Sozialforscher verherrlichen die angeblich objektiven Fakten und insbesondere ihre statistischen Verfahren.

³ Vgl. neben den bereits genannten Autoren die Sammelreader von Brose/Hildenbrand 1988; Kohli/Robert 1984; Matthes, J. u.a. 1981 sowie das Kompendium von Fuchs 1984.

⁴ Kurt Lewin (1930) diskutiert in sehr überzeugender Weise die Unterschiede zwischen einem auf Häufigkeiten beruhenden Gesetzesbegriff im aristotelischen Denken und dem auf der Rekonstruktion der Wirkungsmechanismen am einzelnen Fall beruhenden im galileischen Denken.

Die Verliebtheit der BiographieforscherInnen in ihre erhobenen Lebensgeschichten bzw. die Unfähigkeit, aus ihrer Quelle mehr zu machen als die Biographen⁵ selbst, und damit weit hinter diese zurückfallend, manifestiert sich z.B. derart: Befragt nach den Ergebnissen ihrer Untersuchungen, erhält man nicht all zu selten eine Nacherzählung der Lebensgeschichte eines/einer ihrer Befragten. Dies mag zwar amüsant und sehr interessant sein, mündet zudem häufig auch in der keineswegs zu verachtenden Initiierung einer biographischen Erzählung seitens des/r wissenschaftlichen ZuhörerInnen, doch ob dies unserem Geschäft als WissenschaftlerInnen entspricht, wage ich zu bezweifeln.

Während die sich in Details des einzelnen Falles verlierende biographische Forschung, der es an Strukturrekonstruktionen mangelt und die zum Teil naiv der Wirklichkeitskonzeptionen der Befragten verfällt, den RezipientInnen die Analyse selbst überläßt, liefern die quantitativen Analysen meist prägnante und knapp darstellbare Ergebnisse. Als RezipientInnen wissen wir hier nun von den groben Trends oder statistisch hergestellten Zusammenhängen, doch selbst wenn uns die Daten, wie die Fragebögen oder die Aussagen zu Leitfadenterviews, zur Verfügung ständen, täten wir uns schwer daran, die Bedeutung einzelner Aussagen für die Befragten und damit deren Einbettung in die Gesamtstruktur ihres Erfahrungs- und Wissenssystems auch nur zu erraten. Nicht nur, daß hier der Bezug zu den Erfahrungen, den Handlungen und der Geschichte der Subjekte verloren geht, einzelne Aussagen aus dem Gesamtzusammenhang herausgerissen werden und vor der Rekonstruktion ihrer alltagsweltlichen Bedeutung unter wissenschaftliche Konzepte subsumiert werden. Die Erklärung der Wirkungsmechanismen zwischen einzelnen Phänomenen bleibt in ihrer atomisierenden Betrachtung und der Zerstörung alltagsweltlicher Zusammenhänge, basierend auf numerisch hergestellten Zusammenhängen, der Phantasie des/r ForscherInnen oder auch LeserInnen überlassen.

Ist die interpretative SozialforscherIn der Gefahr ausgesetzt, sich in den Selbstaussagen der Interviewten und in den Besonderheiten des einzelnen Falles zu verfangen und damit nicht die Hürde zu Verallgemeinerungen zu nehmen, läuft die quantitative SozialforscherIn Gefahr, das mathematische 'Ideenkleid' (Husserl) mit alltagsweltlichen Netzen zu verwechseln. Während sich die einen auf die Intentionen und damit nicht auf die darüber hinausgehenden sozialen Handlungen konzentrieren, liegt der Schwerpunkt bei den anderen auf den 'hard facts', den äußeren beobachtbaren und meßbaren Daten. Fänden wir beim einen Verfahren das Einzelne, Individuelle und Subjektive und beim anderen das Generelle, Allgemeine und Objektive, dann könnte man die Ergebnisse am Ende addieren - so lauten auch die jeweiligen Versöhnungsangebote - und wir hätten den Königsweg aus der Sackgasse des Dualismus

⁵ Ich ziehe den Begriff 'Biograph' anstelle von 'Autobiograph' vor, da mit letzterem zu sehr das Individuelle assoziiert wird und zu wenig die soziale Konstitution der erlebten wie erzählten Lebensgeschichte.

gefunden. Beide Forschungsrichtungen, ob nun kontrastiert als qualitativ vs. quantitativ oder als Erfahrungs- vs. Strukturtheorie, hadern nämlich mit ein und demselben wissenschaftstheoretischen Grundproblem. Es ist die seit Jahrhunderten währende und vermutlich nie zu lösende Frage nach dem Verhältnis von Geist und Natur, von Subjektivem und Objektivem bzw. von Individuellem und Allgemeinem. Doch die Entscheidung für eine der beiden Seiten führt ebensowenig zur Lösung wie der monistische Versuch, Geist und Natur zusammenfallen zu lassen (vgl. Waldenfels 1980). Nur mit dialektischen Konzeptionen wird es gelingen, den von Descartes prominent ins Spiel gebrachten Dualismus aufzufangen. Die kritische Auseinandersetzung Ludwig Binswangers (1931/1955: 147ff.) mit dem nur teilweise geglückten Versuch von Erwin Straus (1930/1978), den Dualismus von Ereignis und Erlebnis zu überwinden und damit die Qualifikation des Ereignisses als objektiv und des Erlebnisses als subjektiv zurückzuweisen, ist ein weiterer sehr überzeugender Schritt in Richtung hin zu einer dialektischen Konzeption.

„Die Begriffe Individualität und Welt, innere und äußere Lebensgeschichte und die aus derselben Antithese hervorgehenden Begriffe Erlebnis und Geschehnis stehen in einem dialektischen Wechselverhältnis, insofern beim Denken des einen Begriffs der andere immer mitgedacht werden muß und umgekehrt, und insofern der tatsächliche Aufbau der menschlichen Individualität sich überhaupt nur aus der lebendigen Durchdringung dieser Dialektik ‚begreifen‘ läßt.“ (Binswanger 1955:148)

Ich plädiere als weder für eine an den Subjekten kleben bleibende Alltags- oder Erfahrungsgeschichte noch für eine subjektbefreite Strukturgeschichte, sondern vielmehr für eine theoretische Konzeption und eine daraus resultierende Methodologie, bei der weder Struktur noch Erfahrung, weder Ereignis noch Erlebnis ohne die je andere Seite gedacht werden kann (vgl. Rosenthal 1992). Ebenso gehe ich von einer dialektischen Wechselbeziehung zwischen Lebensgeschichte und Geschichte aus (vgl. Rosenthal 1988). Wenn Menschen ihre biographischen Erlebnisse erzählen, verweisen diese in die historisch-soziale Wirklichkeit eingebundenen Erlebnisse auf die über die persönliche Geschichte des Biographen hinausgehende kollektive Geschichte. Das Leben von Menschen spielt sich in einer historisch-sozialen Wirklichkeit ab, es ist einerseits in geschichtliche Strukturen und Prozesse eingebunden, und andererseits konstituiert das Leben von Menschen die soziale Wirklichkeit⁶.

Bleiben wir nicht einer dualistischen Vorstellung von Privatem und Öffentlichem, Individuellem und Allgemeinem verhaftet, so können wir davon ausgehen, daß die erzählte oder niedergeschriebene Lebensgeschichte - ebensowenig wie die erlebte Lebensgeschichte -

⁶ Zu diesem Verständnis der Konstitution historischer Wirklichkeit im Bereich der Sozialgeschichte vgl. Sieder 1990a; 1990b

keine Geschichten enthält, die nicht auf die 'große' Geschichte, die von wechselseitig aufeinander bezogenen Handelnden in diversen Handlungssystemen produziert und reflektiert wird, verweisen. Berichten Menschen aus ihrem Berufsleben, erzählen sie von Erlebnissen mit ihren Kindern oder von einer chronischen Krankheit, so gehören auch diese Erlebnisse, ganz unabhängig von den Selbstdeutungen der Biographen, zur Geschichte als Geschichte von handelnden Menschen, die soziale Wirklichkeiten erzeugen, und deren Handeln sich als Interaktion in der sozialen Wirklichkeiten konstituiert. Wenn sich historische Ereignisse und Prozesse auf das Leben der Menschen ausgewirkt haben, so werden sich Spuren davon in den erzählten Lebensgeschichten finden, ganz unabhängig davon, ob dies dem Biographen bewußtseinsmäßig zugänglich ist oder nicht. Dieses strukturalistisch-handlungstheoretische Verständnis der Konstitution sozialer und damit auch historischer Wirklichkeiten bedeutet also nicht - wie so häufig mißverstanden - eine idealistische, an die subjektiven Intentionen einzelner Subjekte gebundene Konzeption.

Methodologisch⁷ impliziert die hier vertretene Konzeption der erzählten Lebensgeschichte als soziales Gebilde:

1. Die Rekonstruktion der erzählten Lebensgeschichte als soziale Realität, die keine Fiktion sondern erzählte Wirklichkeit repräsentiert und jenseits der Intentionen der Subjekte liegt.
2. Die Rekonstruktion des Allgemeinen am konkreten Einzelfall.

Die Frage nach Dichtung und Wahrheit enthält den Zweifel an der methodischen Zuverlässigkeit der erzählten Lebensgeschichte als historische Quelle. Man kann einwenden, es handle sich dabei um eine Quelle, die ein defizitäres Abbild vom einmal Gewesenen, eine Verzerrung vom objektiv Stattgefundenen darstellt. Fragen wie: Wie gut oder wie schlecht erinnert sich der Erzähler? oder: Wie ehrlich sind seine Aussagen? basieren meist auf der so häufig vertretenen Annahme, die Erzählung sei defizitär im Vergleich zum Ereignis und man habe es mit einer „schwer kontrollierbaren Fehlerquelle“ und „subjektiven Datenbasis“ (vgl. Strube/Weinert 1987:150) zu tun. Methodische Konsequenz daraus ist die Überprüfung der Glaubwürdigkeit von autobiographischen Texten nach textexternen Kriterien wie z.B. der Vergleich mit historischen Quellen oder Aussagen aus anderen Interviews.

Nehmen wir ein Beispiel, bei dem wir leicht an der Aufrichtigkeit zweifeln: die üblichen rechtfertigenden, verharmlosenden und unwissend klingenden Ausführungen zur Judenverfolgung im 'Dritten Reich' von nicht-jüdischen und nicht-verfolgten Deutschen. Sowohl die Kontrastierung mit Aussagen von Überlebenden der Shoah als auch mit

⁷ Zur detaillierten Diskussion der Methodologie und Methode hermeneutischer Fallrekonstruktionen vgl. Rosenthal 1992: 192-236; zur Anwendung vgl. Rosenthal 1987: 143-245

historischen Fakten zeigt hier eine extreme Differenz. Gehen wir nicht von divergenten Wirklichkeitskonstruktionen aus, die für die jeweiligen BiographInnen, die für sie geltenden Wahrheiten sind, so erfordert die Auflösung der Differenz zwischen den Ausführungen von Juden und Nicht-Juden die Unterscheidung zwischen glaubwürdigen und weniger glaubwürdigen Zeugen und Zeuginnen und würde damit der Einschätzung der ForscherIn anheimfallen. Sollte man sich da nicht besser an die harten Fakten halten, dann wüßte man schon, was wahr ist? So erzählte mir z.B. eine christliche Deutsche, in ihrem Heimatort habe es 1938 kein Pogrom gegeben, da kaum Juden da gewohnt hätten. Darauf recherchiere ich die 'objektive Situation' und stelle u.a. fest: ca. 500 jüdische BürgerInnen, darunter auch ein Nachbar meiner Gesprächspartnerin, wurden verprügelt, verhaftet und nach einer Nacht im Schulgebäude ins Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Dieser Widerspruch zwischen der 'subjektiven' Interviewaussage und den 'objektiven' Fakten könnte nun aufgehoben werden, indem wir entweder annähen, die Interviewte habe ein schlechtes Gedächtnis oder sie habe im Interview gelogen. Manch eine ForscherIn kommt da dann auf die Idee, diese Interviewte als nicht geeignete Informantin zum Novemberpogrom aus dem Sample auszuschließen. Problematisch ist dieses Verfahren, da es eine auf der 'subjektiven' Einschätzung der ForscherIn basierende Einteilung von Wirklichkeitskonzeptionen in brauchbare und weniger brauchbare vornimmt und damit die eigene Wirklichkeitskonzeption als die richtige betrachtet. Damit verkennt und verleugnet er/sie - in diesem Beispiel - zugleich, diese auf Wahrnehmungsabwehr beruhende Wirklichkeitskonzeption, die sowohl zum damaligen Charakter des Novemberpogroms beitrug als auch charakteristisch für den heutigen Umgang damit ist.

Doch bringt die Quellenrecherche, die ich selbst auch fordere, deren Stellenwert ich hier nur problematisiere, nicht deutlich zum Vorschein, daß die Aussagen der Interviewten Fiktion ist? Haben wir mit den 'objektiven' Daten nicht die Möglichkeit, zwischen Wahrem und Unwahrem im Sinne von tatsächlich Stattgefundenem und Erfundenem zu unterscheiden?

Bei genauerer Betrachtung erweist sich diese Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion jedoch nicht als eine, für die ich hier plädiere, nämlich zwischen verschiedenen Realitäten, die zur Konstitution sozialer Wirklichkeiten beitragen, sondern eben als Unterscheidung zwischen Gewesenem und Erzählten, zwischen Ereignis, Erlebnis und Erzählung, zwischen Wahrem und Unwahrem. Diese Unterscheidung basiert auf einer dualistischen Konzeption von erlebter und erzählter Lebensgeschichte. Diesem Dualismus geht oft bereits der von Ereignis und Erlebnis voraus. Die erlebte Lebensgeschichte zerfällt in objektiv Stattgefundenes und subjektiv Gedeutetes, damals Erlebtes und im Erinnerungsprozeß subjektiv Verfälschtes. Man macht sich dann also nicht nur auf die Suche nach dem vormals Erlebten, sondern nach den Ereignissen selbst, die, gereinigt vom Subjektiven, die Weihen der Objektivität erhalten. Was sich damals ereignet hat, soll hier und heute erforscht werden, und

nicht, was damals erlebt wurde, und schon gar, wie es heute im Nachhinein erzählt und heute gesehen wird.

Doch gibt es die Reichspogromnacht ohne das Erleben? Oder anders formuliert: Können wir die Judenverfolgung überhaupt anhand der Fakten, anhand der äußeren Umstände, ohne das Erleben verstehen und erklären? Dies würde ja bedeuten, es gebe doch ein Ereignis ohne ein Erlebnis. Dagegen kann eingewandt werden, daß das Ereignis der Reichspogromnacht erst durch das aus dem Erleben dieses Ereignisses resultierende Handeln von Deutschen, Christen und Juden zu dem wurde, was es war. Das Ereignis der 'Reichskristallnacht' konstituiert sich nicht nur durch das Handeln derjenigen, die sich daran aktiv beteiligten, die demolierten, plünderten, Menschen verprügelten, töteten und verhafteten und durch das Verhalten derjenigen, die bedroht und ermordet wurden. Sondern es ist auch durch das Handeln derjenigen konstituiert, die es passiv geschehen ließen, ihren jüdischen MitbürgerInnen nicht zu Hilfe kamen bzw. deren Not schon lange nicht mehr zur Kenntnis nahmen. Das Erleben und Handeln derjenigen, die - wie die zitierte Biographin - sich nicht aktiv an den Ausschreitungen beteiligten, war geprägt durch eine erfolgreiche Wahrnehmungsabwehr. Schon damals haben viele nicht-jüdische Deutsche versucht, das, was sich ereignete, nicht in ihr Bewußtsein eindringen zu lassen; sie hatten schon vor 1938 begonnen, die jüdischen MitbürgerInnen aus ihrer Wahrnehmung zu drängen, und trugen damit aktiv zur Konstitution einer nationalsozialistischen Alltagswirklichkeit bei, die so normal und ohne Verbrechen erschien (vgl. Rosenthal im Druck). Das Pogrom konnte so, wie es sich ereignete, nur geschehen aufgrund der unterlassenen Gegenwehr und unterlassenen Hilfeleistung; damit wurde aktiv eine Wirklichkeit konstituiert, die die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung aus der Wahrnehmung ausschloß. Wenn sich die ZeitzeugInnen heute also daran nicht mehr erinnern bzw. weiter versuchen, die erlebten Szenen nicht in die Erinnerung eindringen zu lassen, dann lügen sie nicht, sondern sind wahrhaftig. M.a.W., die Aussage: „In meiner Heimatstadt gab es keine Ausschreitungen gegen Juden“ ist erlebte wie erzählte Wirklichkeit.

Überprüfen wir die Glaubwürdigkeit, korrekter formuliert: die Bedeutung von solchen Aussagen nach textinternen Kriterien, werden die Widersprüche bzw. Unterschiede zwischen erlebter Wirklichkeit, den Deutungen und Rechtfertigungen der Erlebnisse und der gegenwärtigen erzählten Wirklichkeit deutlich. Textinterne Widersprüche in den erzählten Lebensgeschichten sind teilweise für die BiographInnen zwar verborgen, doch für die ZuhörerInnen oder LeserInnen offensichtlich. So erzählte z.B. die zitierte Biographin, ohne den Widerspruch selbst zu bemerken, etliche Zeit nach dieser Aussage über ihren Schulweg am Morgen nach dem Pogrom, auf dem sie viele zerstörte jüdische Geschäfte sah. Meistens bedarf jedoch das Auffinden von Divergenzen der mühsamen aber ertragreichen Kleinarbeit

hermeneutischer Analysen. Vorausgesetzt wir verfügen über längere, von den BiographInnen und nicht von den InterviewerInnen strukturierte Erzählungen selbsterlebter Erlebnisse, die uns Aufschluß über Handlungsabläufe geben⁸, liefern uns erzählte Lebensgeschichten sowohl die Möglichkeit zur Rekonstruktion dieser Divergenzen als auch ihrer Funktionen für die BiographInnen und ihre Umwelt.

Wenn wir dagegen die erlebte und erzählte Wirklichkeit an Realitäten messen, die außerhalb der Erzählung liegen, und sie damit nicht als eine Realität eigener Art verstehen, sondern als defizitäres Abbild von der 'objektiven' Wirklichkeit, so vergeuden wir völlig die Chancen einer biographischen Forschung und bestätigen damit selbst den Zweifel an ihrer methodischen Zuverlässigkeit. Um der erzählten Lebensgeschichte als sozialem Gebilde sui generis gerecht zu werden, bedarf es keiner Suche nach Realitäten außerhalb, sondern vielmehr innerhalb der Erzählung. Ansonsten verhalten wir uns wie kleine Kinder, die hinter dem Spiegel nach der Realität der wirklichen Menschen suchen. Das Ergebnis ist enttäuschend. Weniger enttäuschend wird die Suche, basiert sie auf einer theoretischen Konzeption der Lebensgeschichte als sozialem Gebilde, das sowohl soziale Wirklichkeiten als auch Erfahrungs- und Erlebniswelten der Subjekte konstituiert (vgl. Fischer/Kohli 1987), und einer daraus abgeleiteten Methode hermeneutischer Fallrekonstruktionen. Damit bietet sich uns die Chance, die Entstehungs- wie Tradierungsbedingungen dieser Realitäten zu rekonstruieren. Ziel der Verwendung biographischer Selbstpräsentationen kann also nicht darin liegen, zusätzliche Quellen zu produzieren, die die Funktion haben, ein bestehendes Defizit an herkömmlichen und weniger 'subjektiven' auszugleichen oder unsere trockenen Darstellungen mit Illustrationen unterhaltsamer zu gestalten oder gar aus anderen Quellen abgeleitete Hypothesen zu belegen⁹. Die erzählte Lebensgeschichte dient vielmehr der Rekonstruktion vormals und heute erlebter Wirklichkeiten, die als konstitutive Bedingungen sozialen Handelns von Gesellschaftsmitgliedern und damit von sozialer Wirklichkeit zu gelten haben. Außerdem gibt uns die Lebenserzählung Aufschluß über die Wirkung vergangener Wirklichkeiten auf die Gegenwart.

⁸ Dies erfordert bereits ein Erhebungsverfahren, bei dem Erzählungen evoziert und eben nicht mit Einstellungsfragen Meinungen abgefragt werden, die meist jenseits von handlungsleitenden Motivationen stehen. Zur Technik des narrativen Interviews vgl. Schütze 1977; Rosenthal 1992: 192-214

⁹ Die Regel bei diesem nicht unbeliebten Vorgehen scheint zu sein: Man zitiere die Befragten, die die jeweiligen Hypothesen mit ihren Aussagen bestätigen und lasse die anderen unerwähnt.

Doch wie lassen sich die beiden Zeitebenen der Erzählung der Lebensgeschichte in der Gegenwart und des Erlebens in der Vergangenheit voneinander trennen¹⁰? Erzählte Lebensgeschichten sind in ihrer Entstehung an die Gegenwart ihrer Produktion gebunden. Sie entstehen jeweils neu in der Interaktion mit anderen Menschen, seien diese nun leibhaftig anwesend oder beim Schreiben der Biographie als idealisierte, verallgemeinerte Andere gedacht. Die gegenwärtige Lebenssituation des Erzählers, seine Gegenwartsperspektive bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit (vgl. Fischer 1978). Die biographische Gesamtsicht in der Gegenwart des Erzählens determiniert, welche Erlebnisse dem Biographen aus dem Gedächtnis vorstellig werden, unter welcher Perspektive sie sich ihm darbieten, und wie er die einzelnen Erfahrungen thematisch und temporal miteinander verknüpft. Indem der Autobiograph in der Rückschau immer wieder unter neuen Gesichtspunkten rekonstruiert, was damals geschah, entsteht jeweils ein neuer Zugriff auf die 'Geschichte' der von ihm erlebten Zeit, wie auch auf seine persönliche Geschichte. Das vormalig Geschehene wird also ständig modifiziert, die Bedeutung der Erlebnisse verändert sich und der Biograph selektiert auch je nach Gegenwartsperspektive andere Erlebnisse aus seinem Gedächtnis. Es ist nun verfehlt zu fragen, wann und unter welchen Bedingungen die erzählten Geschichten und die Gesamtbilder der Erzählungen wahrhaftiger sind als andere. Ebenso wie sich Ereignis und Erlebnis wechselseitig konstituieren, besteht ein unaufhebbares Wechselverhältnis zwischen Erlebnis und Erinnerung. Indem sich die Erinnerung auf ein vergangenes Erlebnis bezieht und damit auf das Gesamtsystem der möglichen Perspektiven verweist, unter denen sich das Erlebnis für den Erinnernden darbieten kann, also auch auf die Perspektive kurz nach dem Erleben, wirkt die Vergangenheit auf die Gegenwart ein. Es kann also durchaus möglich sein, daß sich das Erlebnis bei erneuter Zuwendung in der Erinnerung anders als bisher, und zwar „näher“ am damals Erlebten, darbietet.

Diese Annahme bedarf näherer Betrachtung, da sie konträr zu dem immer wiederkehrenden Einwand gegen die Biographieforschung oder die 'Oral History' steht, ihre 'Quellen' seien unzuverlässig, da das Erzählte zeitlich lange zurückliege und damit weit vom Ereignis entfernt sei. Dem kann entgegnet werden, daß die Zeitspanne zwischen Erlebnis und Erzählung nichts über den Modifizierungsgrad der Erzählung aussagt. Ein Jahr nach dem Erlebnis bestimmt meine Zuwendung die Perspektivität der Erinnerung ebenso wie 20 Jahre danach; zwischen beiden Erinnerungsnoemata¹¹ besteht kein struktureller Unterschied. Bereits die

¹⁰Zum Verhältnis von erzählter und erlebter Lebensgeschichte vgl. Rosenthal 1992

¹¹ Unter Erinnerungsnoema wird im Husserlschen Sinne nicht der Gegenstand der Erinnerung schlechthin verstanden, wie er tatsächlich erlebt wurde, sondern die Erinnerung genau in der Perspektive, Orientierung, Beleuchtung und Rolle, in der sie sich heute darbietet.

Sinngebung des Erlebten, der in der reflexiven Zuwendung aus dem Erfahrungsstrom von einem Vorher und einem Nachher sich abhebenden Einheit, basiert wie Alfred Schütz (1932) detailliert analysierte, auf der Einordnung dieser Einheit in den Erfahrungszusammenhang. Dieser Sinngebungsprozeß, der sich nach dem Erleben durch die Einordnung in einen Erfahrungszusammenhang vollzieht, ist strukturell vergleichbar mit der modifizierenden Zuwendung zu diesem Erlebnis nach Jahren des Erlebens und seiner Einbettung in jeweils neue Erinnerungszusammenhänge. Die Zuwendung zum gerade Erlebten kann dabei in der Perspektive weit „beschränkter“ sein als eine erneute Zuwendung nach Jahrzehnten. Jean Piaget und Bärbel Inhelder (1973) zeigen z.B. in ihren empirischen Studien, wie sich Gedächtniscodes im Laufe der kognitiven Entwicklung verändern und sich aufgrund des Neuerwerbs von Schemata die Erinnerung verbessert. Sie gaben Kindern geometrische Anordnungen von Holzstäben mit der Bitte vor, sich deren Anordnung einzuprägen. Jene Kinder, die noch nicht über die kognitive Kompetenz zur Reihenbildung verfügten, konnten sich nicht an die Anordnung erinnern, sondern reorganisierten sie entsprechend ihrer Schemata neu. Erst nach Erwerb der entsprechenden Schemata und einem zweiten Aufrufen der Erinnerung konnten sie die ehemals vorgegebenen Anordnungen richtig wiedergeben. Dieses Phänomen läßt sich auch auf soziale Ereignisse übertragen. Auch hier kann es möglich sein, daß mit neuen Schemata oder dem Wegfall bzw. Überflüssigwerden bisher wirkender psychischer Blockaden das Erinnerte der Erlebnissituation näher sein kann als in früheren Situationen der Erinnerung - eine Annahme, auf der die psychoanalytische Praxis beruht. D.h., durch Bewußtmachung von verdrängten und verleugneten Erlebnissen oder auch von isolierten Bestandteilen der Erlebnisse kann der Analysand „mehr“ sehen und wiedererleben als zuvor.

Erzählte Lebensgeschichten verweisen also immer sowohl auf das heutige Leben mit der Vergangenheit wie auch auf das damalige Erleben dieser vergangenen Ereignisse. Wollen wir interpretative Fehlschlüsse vermeiden, sind wir genötigt, beide Ebenen - die erlebte und die erzählte Lebensgeschichte - zu rekonstruieren, unabhängig davon, ob wir in erster Linie an der Geschichte eines Lebenswegs, an dem Erleben spezifischer historischer Epochen oder an der Gegenwartsperspektive der BiographInnen interessiert sind. Die Analyse der erlebten Lebensgeschichte, die auf einem Text basiert, der sich in der Gegenwart des Sprechens oder Schreibens konstituiert und der auf eine gelebte Vergangenheit verweist, setzt die Analyse der Gestalt und Struktur eben dieser gegenwärtigen Produktions- und Reproduktionsleistung voraus. Die erste Frage, die an den **Text** gestellt werden muß, ist nicht: „Was wurde damals erlebt, und wie nah ist das in die Erzählung übersetzte Erinnerungsnoema am damaligen Erleben?“, sondern zuerst muß die gegenwärtige Erzählsituation rekonstruiert werden, die heutige Perspektive der BiographInnen und damit die Mechanismen, die die Auswahl der

erzählten Geschichten und die Darbietung der vorstelligwerdenden Erinnerungen steuern. Das Umgekehrte gilt entsprechend: Will ich Aussagen über die biographische Gesamtsicht, über das Konstrukt 'Biographie' machen, so setzt dies Wissen über dieses Leben voraus. Es ist nicht möglich zu bestimmen, wie Menschen heute mit ihrer Vergangenheit leben, wenn wir als InterpretInnen dieser Vergangenheit nicht auf die Spur zu kommen versuchen.

Greifen wir auf das oben geschilderte Beispiel der Erzählerin zurück, die über das Novemberpogrom berichtete, so wäre das Ziel einer Fallanalyse sowohl die Rekonstruktion des Erleben dieses Pogroms als auch des heutigen Umgangs damit. Um dieses Erlebnis und seine heutige Darstellung verstehen und erklären zu können, bedarf es weiterhin der Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Konstellationen, die dieses Erleben und diesen Umgang bedingen. Das Ergebnis der Fallanalyse wäre dann die Verallgemeinerung zum Typus des Erlebens und Verarbeitens, den diese Erzählerin repräsentiert¹². Angestrebt werden bei dieser Analyse also weder Verteilungsaussagen (im Sinne von: „so und so viel Prozent der deutschen Bevölkerung neigen zur Verleugnung“) noch statistische Verallgemeinerungen wie Korrelationen zwischen einzelnen Variablen im Sinne ihres häufigen gleichzeitigen Auftretens. Fallrekonstruktionen erzählter Lebensgeschichten dienen vielmehr dem Aufspüren von Wirkungsmechanismen am einzelnen konkreten Fall. Vor dem Hintergrund einer dialektischen Konzeption von Individuellem und Allgemeinem kann von der prinzipiellen Auffindbarkeit des Allgemeinen im Besonderen ausgegangen werden. Versteht man das Allgemeine nicht im numerischen Sinne, hängt die Folgerung vom Einzelnen auf das Allgemeine auch nicht von der Häufigkeit des Auftretens eines Phänomens ab, sondern von der Rekonstruktion der konstituierenden Momente des einzelnen Phänomens in Absonderung der situationsspezifischen, d.h. fallspezifischen Besonderheiten. Die Typik eines Falls bedeutet also nicht, daß dieser Fall häufig in einer Population auftritt; sie repräsentiert vielmehr einen möglichen Umgang mit sozialer Wirklichkeit und damit einen Bestandteil derselben, selbst wenn er bisher nur ein einziges Mal gegeben ist. Das häufige Auftreten eines Typus bedeutet auch noch keineswegs, daß er mehr Einfluß auf die Konstitution gesellschaftlicher Wirklichkeit hat, als der selten auftretene.

¹²Der Begriff Typus wird hier nicht im herkömmlichen subsumptionslogischen Sinne verstanden, d.h. der Einordnung der Lebensgeschichten in Klassen, sondern im strukturalen Sinne einer operativen, den Fall erzeugenden Struktur. Eine strukturalistische Typenbildung bedeutet also, die Struktur einer Lebenserzählung und der ihr zugrunde liegenden Regeln ihrer Konstitution zu rekonstruieren und nicht wie bei einer deskriptiven Typenbildung einzelne Merkmalskriterien summativ zusammenzufassen.

Wenn wir z.B. von der erlebten Wirklichkeit des Mehrheitskollektivs der Mitläufer unter Ausklammerung der erlebten Wirklichkeit der Täter und Opfer des Nationalsozialismus auf die gesellschaftliche Wirklichkeit des Nationalsozialismus folgerten, verfehlten wir die sie charakterisierende Verfolgungs- und Vernichtungspolitik. Ebenso würden wir bei der Fallanalyse einer Mitläuferin - wie bei jeder anderen BiographIn auch - deren erlebte und erzählte Wirklichkeit verfehlen, wenn wir sie nicht mit anderen Wirklichkeiten kontrastieren - z.B. von denen, die in jener Nacht getötet oder geschunden wurden. Das Nicht-Erinnern und Nicht-Erzählen können wir ja nur dann erkennen und damit auch erklären, wenn wir nicht nur das manifest Erzählte, sondern auch die Auslassungen und die zwischen den Zeilen durchscheinenden erlebten aber verschwiegenen Realitäten analysieren. Ansonsten geschieht genau das, was Dan Diner (1987) den Alltags- und Erfahrungshistorikern vorwirft, wenn er meint, daß die Konzentration auf die Selbstaussagen der kleinen Leute eine den Nationalsozialismus entpolitisierende und normalisierende Wirkung nach sich zieht. Mit einer deskriptiven Analyse von Selbstaussagen - im Unterschied zu einer rekonstruktiven Analyse, die immer auch Analyse des Nicht-Erzählten bedeuten muß - wird zwar ein Bild der Realität aufgezeigt, das die bewußt erlebte Wirklichkeit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung widerspiegelt, doch ohne die Kontrastierung mit der Massenvernichtung und mit dem Erleben der Opfer tradieren wir damit die den Nationalsozialismus ermöglichende, gelebte Normalität, in der die Abnormalität der Verfolgung und Vernichtung an den dunklen und sprachlosen Rand des Bewußtseins gedrängt wird. Schließen wir nur vom manifest Erzählten auf die historisch-soziale Wirklichkeit des Nationalsozialismus, dann würden wir entweder auf keine Vernichtungslager und Massengräber und Ghettos schließen, oder wir müßten annehmen, sie hätten auf einem anderen Planeten gelegen, da sie ja niemand gesehen haben will. Mit der Konzentration auf den manifesten Gehalt einer Erzählung unterliegt damit manche BiographieforscherIn oder AlltagshistorikerIn unbewußt der von ihr selbst zurückgewiesenen und Historikern wie Nolte und Hillgruber vorgeworfenen Normalisierung des Nationalsozialismus. Damit trägt man durch die fehlende Kontrastierung mit der Opferperspektive, die man zuweilen zu übernehmen nicht in der Lage ist, und durch die Ausblendung der systematischen Verfolgung und Vernichtung zur Tradierung einer Haltung bei, die den Nationalsozialismus mit ermöglicht hat.

Resümee. Es sollte deutlich geworden sein, daß Biographieforschung mehr ist als nur eine bereichsspezifische Methode. Vielmehr wird der Anspruch einer grundlagentheoretischen Konzeption des Verstehens und Erklärens sozialer Wirklichkeiten erhoben, der über die etablierten Theorien der verstehenden Soziologie sowie deren strukturalistischen Varianten hinausgehend, der Prozeßhaftigkeit und Genese sozialer Handlungssysteme theoretisch und

auch methodologisch gerecht zu werden versucht. Eine Analyse von erzählten Lebensgeschichten, die der theoretischen Verallgemeinerung über die Wirkungsmechanismen erlebter und erzählter Wirklichkeiten und nicht dem Nachzeichnen der Selbstdeutungen der Biographen dient, impliziert entsprechend den o.g. theoretischen und methodologischen Überlegungen:

- a) die Rekonstruktion der **latenten Fallstruktur** und deren Kontrastierung mit den Selbstdeutungen der Biographen;
- b) die Rekonstruktion von **Handlungsabläufen**; d.h. eine Analyse von sozialem Handeln, das in Erzählungen präsentiert wird, und nicht eine Analyse der Einstellungen und Deutungsmuster der Biographen in Argumentationen;
- c) die Rekonstruktion der **Handlungsgeschichte**; d.h. eine Analyse, wie sich die lebensgeschichtlichen Erfahrungen im Verlauf der erlebten Lebensgeschichte aufbauen und nicht eine atomistische Betrachtung einzelner biographischer Erlebnisse losgelöst vom Erfahrungszusammenhang und der Geschichte des Biographen;
- d) die Analyse des **Nicht-Erzählten**, der systematischen Auslassungen von Themen und biographischen Erlebnissen in der erzählten Lebensgeschichte und
- e) die **Kontrastierung** der Lebensgeschichte mit dem, was sie nicht repräsentiert, mit strukturell anderen erlebten und erzählten Wirklichkeiten.

Literatur

Alheit, P. (1990a): Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstitution biographischer Perspektiven. Erweiterte Neuauflage. (Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 4) Bremen: Universität Bremen

Alheit, P. (1990b): Biographizität als Projekt. (Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 12) Bremen: Universität Bremen

Alheit, P. / Fischer-Rosenthal, W. / Hoerning, E. (1990) (Hg.): Biographieforschung. Eine Zwischenbilanz in der deutschen Soziologie. (Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 13): Bremen: Universität Bremen

Binswanger, L. (1931/55): Geschehnis und Erlebnis. In: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, Bd. 2, Berlin: Francke

Brose, H.-G. / Hildenbrand, B. (Hg.) (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske & Budrich

Diner, D. (1987): Zwischen Aporie und Apologie. Über Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus. In: ders. (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Frankfurt: Fischer, 62-73

Fischer, W. (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, M. (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, 311-336

Fischer, W. (1989): Perspektiven der Lebenslaufforschung. In: Herlth, A. / Strohmeier, K.P. (Hg.): Lebenslauf und Familienentwicklung. Opladen: Leske & Budrich, 279-294

Fischer, W. / Kohli, M. (1987): Biographieforschung. In: Voges, W. (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske & Budrich, 25-50

Fischer-Rosenthal, W. (1990a): Von der 'biographischen Methode' zur Biographieforschung: Versuch einer Standortbestimmung. In: Alheit, P. u.a. (Hg.), 11-25

Fischer-Rosenthal, W. (1990b): Diesseits von Mikro und Makro. Phänomenologische Soziologie im Vorfeld einer forschungspolitischen Differenz, In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 15 (3), 21-34

Fischer-Rosenthal, W. (1991): Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick, U. / Kardorff, E. v. / Keupp, H. / Rosenstiel, L.v. / Wolff, St. (Hg.) (1991): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München: Psychologie Verlags Union, 253-256

Heinritz, Ch. (1988): BIOLIT. Literaturüberblick aus der Biographieforschung und der Oral History 1978-1988. Bios 1, Heft 1:121-167; Heft 2:103-138

Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. In: KZfSS, 37, 1-27

Kohli, M. (1988): Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufsregimes. In: Brose, H.G./ Hildenbrand, B. (Hg.), 33-53

Kohli, M. / Robert, G. (Hg.) (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: Metzler

Lewin, K. (1930/31): Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. In: Erkenntnis, Bd. 1, 421-466

Matthes, J. / Pfeifenberger, A. / Stosberg, M. (1981) (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum

Ohly, H.P. / Legnaro, A. (1987): Analyse von Lebensverläufen. Biographieforschung. Kohortenanalyse, Life-Event-Daten. Bibliographie 1984-1986. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften

Ohly, H.P. (1984): Analyse von Lebensverläufen. Biographieforschung. Kohortenanalyse, Life-Event-Daten. Bibliographie 1981-1983. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften.

Piaget, J. / Inhelder, B. (1973): Memory and Intelligence. New York: Basic Books

Rosenthal, G. (1987): „Wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Opladen: Leske & Budrich.

Rosenthal, G. (1988): Geschichte in der Lebensgeschichte. In: Bios 1 (2), 3-15

Rosenthal, G. (Hg.) (1990): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“. Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in erzählten Lebensgeschichten. Opladen: Leske & Budrich

Rosenthal, G. (1992): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Habilitationsschrift. Gesamthochschule Kassel, Fachbereich Sozialwesen

Rosenthal, G. (im Druck): Antisemitismus im lebensgeschichtlichen Kontext. In: Österreichische Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft.

Schütz, A. (1932/1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Schütze, F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie

Schütze, F. (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, J. u.a. (Hg.), 67-156

Schütze, F. (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Lämmert, E. (Hg.): Erzählforschung. Ein Symposium. Stuttgart: Metzler, 568-590

Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 3, 283-294

Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M. / Robert, G. (Hg.), 78-117

Sieder, R. (1990b). Was heißt Sozialgeschichte?. Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des 'Sozialen'. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. 1, 25-48

Sieder, R. (1990a): Text, narratives Interview und Hermeneutik in den historischen Sozialwissenschaften. In: Wisdom. Daten, Analysen. 3 (4)

Straus, E. (1930/1978): Geschehnis und Erlebnis. Berlin/Heidelberg/New York: Springer

Strube, G. / Weinert, F.E. (1987): Autobiographisches Gedächtnis: Mentale Repräsentation der individuellen Biographie. In: Jüttemann, G./ Thomae, H. (Hg.): Biographie und Psychologie. Berlin: Springer, 151-167

Waldenfels, B. (1980): Der Spielraum des Verhaltens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp